



MARIT WARNCKE

Fäden
des
Glücks

ROMAN



HarperCollins

Zum Buch:

»Sag bloß, du ernährst dich den ganzen Tag von so einem Quatsch.« Er zog streng seine Augenbrauen zusammen.

Ertappt sah ich beiseite. »Ich hatte eben nicht vor, hier richtig zu kochen. Ich weiß auch gar nicht, ob der Herd noch geht.«

»Nein, sag ehrlich, das schmeckt dir doch nicht?«

Ausweichend schwenkte ich den Proteinshake hin und her. »Ich würde sagen, so mittel.«

Rasmus' Mundwinkel zuckten, und er schüttelte den Kopf. »Man muss das Leben doch genießen. Was ist das alles denn wert, wenn man sich immer nur mit etwas Mittelmäßigem zufriedengibt?«

»Man kann eben nicht immer das Beste haben.«

Ich stolperte selbst bei den Worten, zwang mich jedoch, den Blick nicht von Rasmus abzuwenden.

»Was ist denn das Beste?«, fragte er langsam.

Ich schluckte. Verflucht, von diesem Erdbeergeschmack wurde mir so langsam wirklich schlecht.

»Ich weiß es nicht«, wich ich aus.

»Ich zeig's dir.« Er nahm mir den Shake aus der Hand, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. »Nächstes Mal kümmere ich mich ums Essen.«

Zur Autorin:

Marit Warncke ist als DIY-YouTuberin bekannt. Nach ihrem Modedesignstudium gründete sie die Make ma GmbH, eine Onlineplattform für Näh- und Stickbegeisterte. Neben der Handarbeit ist die Literatur ein wichtiger Teil ihres Lebens. Besonders haben es ihr Geschichten über vielschichtige Charaktere angetan, die sich manchmal im eigenen Leben verheddern.

Marit Warncke

Fäden des Glücks

Roman

HarperCollins

1. Auflage 2026
Originalausgabe
© 2026 HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
info@harpercollins.de

Umschlaggestaltung von bürosüd, München, unter der Verwendung von
living4media / House of Pictures / Janmaat, Jeltje

Gesetzt aus der Stempel Garamond
von GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung von GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-365-01281-9

www.harpercollins.de

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberin und des Verlags bleiben davon unberührt.*



Druckprodukt mit finanziellem

Klimabeitrag

ClimatePartner.com/15109-2009-1001



Für alle,
deren Ideen zu groß für Schubladen sind.

1

Montag, 10. März 2025

Was hätte ich für eine *Rückgängig*-Taste gegeben. Mein Magen zog sich heiß und kribbelnd zusammen, als ich auf einen freien Platz in der Straßenbahn sank. Wenn ich doch wenigstens diesen RomCom-typischen Pappkarton gehabt hätte, mit ein paar Bilderrahmen und einer Pflanze darin, zum Dranfestklammern. Aber nicht mal das konnten einem das verfluchte *desk sharing* und *remote* Arbeiten lassen. Man hatte mich gefeuert, aber im Büro würde alles unverändert bleiben: blanke Sideboards, höhenverstellbare Tische, der Geruch von Nadelfilzteppich. Kein auffallend leer geräumter Arbeitsplatz. Da war keine Lücke, die ich hinterließ. Ich war wie ein Geist, der eine Weile im Großraumbüro gehaust hatte und jetzt verpufft war.

Und das trotz all der Kompromisse, die ich in den letzten Jahren eingegangen war. Mit dem dauerhaften Leitspruch, dass einfach *gerade viel los* sei, hatte ich mich abgefunden, und auch mit der Tatsache, kaum ein Leben außerhalb der Arbeit zu haben. Dass ich seit Jahren plante, mein Wohnzimmer umzugestalten, aber nie dazu gekommen war. Dass viele Ideen, die ich gerne spann, eben nur Ideen blieben.

Dafür verdiente ich gut. Lebte in einer schönen Altbauwohnung. Hatte finanzielle Sicherheit. *Bis jetzt.*

Die Straßenbahn ruckelte unter mir, und ein flaes Geföhl breitete sich in meinem Bauch aus.

Wortfetzen des letzten Gesprächs mit meinem Chef verfolgten mich. *Fassungslos ... ein Desaster ... dein Versagen ... Konsequenzen für uns alle.*

Und das Erniedrigendste war: Er hatte recht. Ich war dumm und unvorsichtig gewesen. Vielleicht auch übermüdet, unkonzentriert. Aber ich wollte mich auch gar nicht rausreden.

In meiner Jackentasche brummte das Handy. Ich zog es heraus und sah auf die Nachricht einer Kollegin. Ich schluckte. *Ex-Kollegin.*

Es tut mir so leid, Karla. Das kann er nicht machen, mit einer fristlosen Kündigung kommt er nie durch. Drei Monate hast du auf jeden Fall noch. <3

Mir stellten sich die Nackenhaare auf. Nach dieser Demütigung noch mal für drei Monate im Büro aufkreuzen? Lieber würde ich mich selbst begraben.

Wenn ich ehrlich war, dann war der Verlust meines Jobs nicht mal das Schlimmste an der ganzen Sache. Vielmehr war es das Gefühl des Scheiterns. Immer wieder stieg Hitze in mir auf, und wie eine Masochistin zwang ich mich selbst, den Moment noch einmal zu durchleben, wieder und wieder. Der Augenblick, in dem ich meine Dummheit erkannt und realisiert hatte, dass ich versehentlich interne Informationen an einen Kunden geschickt hatte ...

Das kalte Prickeln, der Schwall Panik und die unendliche Gedankenkette: *Strg-Z, Strg-Z, Strg-Z.*

Benommen ließ ich die Frankfurter Wolkenkratzer hinter mir und war sicher, dass dieser Tag nicht noch schlimmer werden konnte.

Zu Hause angekommen, schloss ich die Haustür auf. Im Treppenhaus roch es immer noch nach Bratfett und Gummi, eine Kombination, die mir schon an guten Tagen auf den Magen schlug. Ich angelte die Post aus meinem Briefkasten und bekam zwei Umschläge zu fassen.

Einer der beiden Briefe war aus grauem Ökopapier, schon der Absender war in beschwerlicher Blockschrift gedruckt, die man nur mit zusammengekniffenen Augen lesen konnte und die gleich ein ungutes Gefühl verströmte. Das Finanzamt.

»Nicht das noch.«

Mit schwitzigen Fingern riss ich den Umschlag auf, noch während ich die Treppe in den zweiten Stock hochwanderte. Ich überflog den Text, und der Druck um meine Eingeweide wurde stärker, als würde sich ein Band immer enger um mich schlingen.

Vollstreckungsankündigung.

Irritiert ließ ich meinen Blick über den Brief gleiten, versuchte angestrengt, die Wörter und ihre Bedeutung in meinem Kopf zusammenzufügen. Doch das Blut rauschte so laut in meinen Ohren, dass ich noch länger als sonst brauchte, den Text in Beamtendeutsch zu verstehen.

Verkehrssteuern und Grundbesitz.

Rückstände der letzten zwei Jahre.

Grundsteuer.

Grundsteuer?

Ich hatte doch kein Eigentum, ich ...

Ach, doch.

Ich erstarrte direkt vor meiner Wohnungstür. Perplex sah ich erneut auf die Rechnung. Das waren einige Nullen zu viel. Vor allem jetzt, wo ich keinen Job mehr hatte. Mein Puls schoss weiter in die Höhe, und kalter Schweiß kroch mir den Rücken hinunter. Konnte das sein?

Mein Vater hatte mir nach seinem Tod vor fast zwei Jahren unser altes Ferienhaus in Mecklenburg-Vorpommern vererbt. Allein die Tatsache, dass er es nie verkauft hatte, war ein Schock gewesen.

Ich erinnerte mich nur zu gut an meinen letzten Besuch dort – es hatte sich wie ein endgültiger Schlussstrich angefühlt. Kurz danach war mein Vater nach Amerika gezogen. So weit weg, wie es nur ging. Das war jetzt dreizehn Jahre her. Seitdem hatte niemand mehr einen Fuß in das alte Haus gesetzt. Vermutlich sah es inzwischen genau danach aus: verlassen, verwahrlost – wie eingefroren in der Zeit.

Auch wenn ich inzwischen die Möglichkeit gehabt hatte, zu verdauen, dass dieser Ort auf mich überschrieben wurde, war die Bürokratie hinter der Erbschaft noch lange nicht erledigt. Ich hatte bislang nicht gewusst, wie viel Papierkram es verursachte, zu sterben.

Neben Schock und Trauer war ich seit über einem Jahr im konstanten Schriftwechsel mit Ämtern und Notaren. Die Tatsache, dass mein Vater in den Staaten gelebt hatte, machte den Prozess nicht gerade einfacher. Alle Faktoren waren aneinandergesknotet, hingen zusammen in einem komplizierten Netz – und meine Motivation, es zu entwirren, war zugegebenermaßen ziemlich gering. Der Wert des Hauses bestimmte, ob ich Erbschaftssteuer zahlen musste, der aber erst geschätzt werden konnte, wenn ein Gutachten vorlag,

das erst vorliegen konnte, wenn ich es schaffte, selbst nach Mecklenburg-Vorpommern zu reisen. Wogegen ich mich innerlich vehement sperrte.

Offiziell war der Erbprozess noch nicht abgeschlossen, aber die Steuer war natürlich trotzdem fällig. Vielleicht hätte mir das schon viel früher klar sein müssen. Seit Vaters Tod hatte niemand mehr die steuerlichen Abgaben für das viel zu große Grundstück bezahlt, und diese Ausstände waren nun bei mir gelandet, der glücklichen Erbin.

Ein schwummriges Gefühl breitete sich in mir aus. Ehrlich gesagt hatte ich das Thema auch ziemlich vor mir hergeschoben.

Und jetzt erhielt ich die Quittung.

Am liebsten hätte ich meinem inneren Impuls nachgegeben, den Brief zu dem Aktenstapel auf meinem Homeoffice-Schreibtisch zu legen und ihn zu ignorieren. Aber *Vollstreckungsankündigung* war ein großes Wort. Eins, bei dem man nicht nur zu schwitzen begann, sondern wohl besser auch reagieren sollte.

Warum zum Teufel hatte mein Vater das Haus nicht einfach verkauft, als er ausgewandert war? Eine altbekannte Mischung aus Frustration und Traurigkeit wallte in mir auf.

Aus irgendeinem Grund hatte er die ganze Zeit über daran festgehalten – und es ignoriert. Wie einen Fehlkauf, den man im Kleiderschrank nach ganz hinten stopfte, um nicht weiter darüber nachdenken zu müssen. Ein Gutshaus aus dem neunzehnten Jahrhundert war zugegebenermaßen ein ziemlich dekadenter Fehlkauf.

Aber das war jetzt egal. Ich konnte ihn nicht mehr fragen, stattdessen saß ich vor einem gigantischen Berg Kosten. Das

alte Haus hatte schon tausend Probleme gehabt, als wir vor dreizehn Jahren das letzte Mal dort gewesen waren.

Mein Magen krampfte sich zu einem tonnenschweren Klumpen zusammen, während ich mir die Stiefeletten von den Füßen zerrte und meine Bürotasche auf den Boden plumpsen ließ.

Es war meine eigene Schuld. Warum hatte ich mich nicht darum gekümmert, als ich noch einen Job gehabt hatte? Warum hatte ich das Problem ebenfalls in den letzten Winkel meines Kopfes verbannt?

Ich schälte mich aus meinem überteuerten Blazer, warf ihn zusammen mit dem Brief auf den Küchentresen neben den Thermo-Kaffeebecher und die Gläschen mit Chiasamen und Granola, neben mein Notizbuch, das vor To-do-Listen platzte, und raufte mir die Haare. Da war ich nun. Irgendwo zwischen Kompetenz und Krise.

2

Mittwoch, 12. März 2025

Die Sonne schien mir ins Gesicht und verdrängte für einen kurzen Moment die beißende Kälte in meinen Knochen. Ihre Strahlkraft war noch schwach, spendete allerdings eine vorsichtige Wärme, die langsam durch meine Haut sickerte und eine tröstliche Ruhe in mir ausbreitete. Im Englischen gab es sogar einen Begriff für diese Kraft der Wintersonne: *apricity*. Eigentlich hätte das Wort genauso gut hier in Norddeutschland seinen Ursprung haben können, wo es einem Feiertag gleich, wenn der milchige Himmel mal aufriss. Mein Vater hatte es mir damals beigebracht.

Wie aus einer Traumwelt gerissen, blinzelte ich mehrmals und schüttelte den Kopf, als ich realisierte, dass ich mitten auf dem Parkplatz stehen geblieben war. Seufzend lief ich auf den trostlosen Rasthof zu, an dem ich gehalten hatte, und bestellte mir einen großen schwarzen Kaffee und ein trockenes Brötchen.

Als ich mit beidem zu meinem Auto zurückkehrte, hatte es zu nieseln begonnen. Obwohl es bereits Mitte März war, hing der Winter noch wie ein nasser Lappen über Mecklenburg-Vorpommern. Ganz besonders hier, mitten im Nirgendwo, sah es so aus, als hätte man mit Photoshop die Farbintensität aus der Landschaft gesogen. Der Rastplatz hätte

perfekt als *Tatort*-Drehort herhalten können. Oder als echter *Tatort*.

Eilig stieg ich ein und nippte an dem brühend heißen Kaffee. »Verdammt«, fluchte ich, als ich mir die Zunge verbrannte, und stellte den Becher in den Getränkehalter, wobei mir ein weiterer Schluck über die Hand schwappte.

Was war nur los mit mir? Vielleicht sollte es mir eine Warnung sein. Denn eigentlich war Koffein das Letzte, was ich gerade brauchte. Trotz der langen Fahrt stand ich wie unter Strom, das Blut schien viel zu schnell durch meine Adern zu pulsieren, und mit jedem Kilometer, den ich meinem Ziel näher kam, wurde es schlimmer.

Aber für die Dauer eines Kaffees hatte ich immer das Gefühl, alles im Griff zu haben. In meinem Alltag als Unternehmensberaterin war es fast eine eiserne Regel gewesen, ein Ritual, mit dem sich jeder noch so lange Tag durchstehen ließ – *schnell einen Kaffee und dann das Nächste abarbeiten*.

Und genauso musste ich auch diese Reise sehen: Es war ein Job, da wartete ein Problem, das es zu lösen galt. Ich war gut im Problemlösen. Je schneller, desto besser.

Trotzdem spürte ich einen seltsamen Widerstand in meiner Brust, als ich wieder auf die Landstraße fuhr, um die letzte Etappe hinter mich zu bringen. Das Bundesland hatte mich mit einem Schild, auf dem der Slogan »MV tut gut« prangte, begrüßt. Ich war mir da hingegen nicht so sicher. Ehrlicherweise hatte ich nicht damit gerechnet, in meinem Leben überhaupt noch mal nach Lüttenbü zurückzukehren.

Vermutlich wäre ich das auch nie. Ohne das Erbe meines Vaters. Oder das Finanzamt.

Die Landschaft rauschte an mir vorbei, und eine schier unendliche Weite breitete sich um mich herum aus. Die Wälder und Seen lagen wie im Winterschlaf da, während unzählige Osterglocken und mikroskopisch kleine Sprösslinge an den Hecken bereits den Frühling ankündigten.

Immer tiefer versank ich in meine Gedanken, bis plötzlich ein Ortsschild vor mir auftauchte.

Lüttenbü.

Mein Magen wurde flau. Ich war da. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Am liebsten hätte ich mitten auf der Straße gebremst, um erst mal alles auf mich wirken zu lassen.

Das meiste sah mehr oder weniger so aus, wie ich es erinnerte: der große Bauernhof, der gleich am Ortseingang mit Fahnen für frisches Gemüse im Hofladen warb, daneben die Imkerei.

Im alten Stadtkern dominierten historische Gebäude aus markantem norddeutschen Backstein oder Fachwerk. Sie waren alle schmal, hoch und etwas windschief. Einige der Häuser hatten niedliche Treppengiebel oder Fensterläden. Ich erkannte den Feinkostladen, die Drogerie und das Antiquariat wieder – und, am Ende der Haupteinkaufsstraße, das Stammrestaurant des Ortes, ein kulinarischer Smoothie, der alles von Pizza bis Gyros anbot. Aus meiner urbanen Perspektive war es unvorstellbar, dass sich so etwas hielt, doch hier war man offenbar nicht so pingelig.

Zwischen all dem Bekannten realisierte ich, dass auch viele Häuser, die früher leer gestanden hatten, jetzt mit neuem Leben gefüllt waren. Ich entdeckte ein modernes Café und einen Buchladen.

Gleichzeitig gab es noch immer kein Schnellrestaurant, nicht mal eine der gängigen Supermarktketten. Es wirkte wie eine andere Realität, verschlafen und gemütlich, viel zu *in Ordnung*.

Ein paar Menschen schlenderten durch die gepflegten Gassen, die Grünstreifen waren mit Frühlingsblumen bepflanzt, die Hecken perfekt gestutzt. Es lag noch nicht einmal Müll auf den Straßen.

Kopfschüttelnd folgte ich meinem Weg bis ans Ende des Ortes, bog in die letzte Sackgasse, passierte die Streuobstwiesen zu meiner Linken und ein schwedisch anmutendes Haus zu meiner Rechten, bei dessen bloßem Anblick ich mich versteifte. Die Finger fest ums Lenkrad gekrallt, sah ich auf die Straße, zwang mich, nicht weiter über unsere ehemaligen Nachbarn nachzudenken, und hielt stattdessen am allerletzten Haus. Ein Anflug von Angst regte sich in mir, und ich musste mich förmlich zwingen, den Blick nach rechts auf den alten Gutshof zu richten.

»Da wären wir also«, murmelte ich in die dumpfe Stille meines Wagens.

Wenn es ein Gegenteil von Frankfurt gab, dann war es dieser Ort. Hier gab es Ruhe, Weite und Natur, so weit das Auge reichte. Auf einmal schien mein verlorener Job unendlich weit entfernt. Stattdessen prasselten Erinnerungen auf mich ein wie ein plötzlicher Sturzregen.

Ich sah hinauf zum roten Backsteingebäude, das hinter der Hecke hervorragte.

Ein hochherrschaftliches Gutshaus aus dem 19. Jahrhundert, stattlich und filigran zugleich, mit niedlichen weißen Sprossenfenstern und Dachgauben rechts und links vom

zweigeschossigen Zwerchgiebel, der die eindrucksvolle Mitte des Hauses bildete. Zu beiden Seiten streckten sich die perfekt symmetrischen Flügel des Hauses in den völlig überwucherten Vorgarten. Eine breite Steintreppe führte zur leicht erhöhten Haustür hinauf. Die kleinen Mauern zu beiden Seiten des Portals waren von Efeu überwuchert, und ein moosgrüner Schimmer bedeckte auch Teile der Fassade sowie das Dach. Alles an diesem Haus wirkte kalt und verlassen, beinahe tot, und trotzdem war noch immer eine Schönheit zu erahnen. Eine Schönheit, versunken in tiefem Märchenschlaf.

3

Mittwoch, 12. März 2025

War es besser in Schuss, als ich erwartet hatte? Plötzlich wusste ich das selbst nicht mehr so genau. Auf dem Weg hierher hatte ich mir alle möglichen Szenarien ausgemalt: ein brüchiges Gerippe mit eingestürztem Dach, zersprungene Fenster oder Graffiti quer über die Fassade platziert.

Im Vergleich dazu war das Haus in gutem Zustand. Eigentlich sah es sogar fast genauso aus wie in meiner Erinnerung.

Jeden einzelnen Urlaub meiner Kindheit hatte ich hier verbracht, wie die *Fünf Freunde* in Kirrin. Immer, wenn ich auf diesem alten Hof angekommen war, hatte ich das Gefühl, wieder *auf Play* zu drücken und mit meinem richtigen Leben weiterzumachen, den Handlungsstrang aufzunehmen, dem ich das ganze Jahr über entgegenfieberte.

Meine Familie war so oft umgezogen, immer den Architekturprojekten und Gastdozenturen meines Vaters hinterher, dass ich mich als Kind ständig neu einleben musste. Nur dieser Ort war immer eine Konstante geblieben. Der Anker in meinem Leben, zumindest bis ich erwachsen geworden war.

Jetzt gehörte dieses Haus mir. *Wie absurd.*

Der Entschluss, kurz klar Schiff und ein paar Bilder zu machen, um das Haus zu verkaufen, hatte sich aus der Ferne so

einfach angefühlt, so logisch. Gerade jetzt, wo ich jeden noch so kleinen Strohalm gebrauchen konnte. Es war eine dieser Ideen, die nachts genial erschienen, aber im Tageslicht ihre ganzen Mängel und Ziehfäden offenbarten. Hier angekommen, war alles so real.

Und ich war allein. Vollkommen auf mich gestellt.

Beim Gedanken daran, hineinzugehen, drückte ein seltsamer Widerstand auf meine Brust. Tief in meinem Inneren wusste ich, dass es nicht nur der vor mir liegende Berg an Arbeit war, der mich zögern ließ. Es war vor allem die Angst, von der Vergangenheit eingeholt zu werden.

Das Haus und ich, wir waren zwei alte Bekannte, die alles übereinander wussten, uns aber nach all der Zeit fremd geworden waren.

»Genug jetzt«, zischte ich mir selbst zu und stieg aus meinem Wagen.

Der Entriegelungsmechanismus klackte, und ich trat hinaus in die Kälte, sog die kühle Luft tief in meine Lungen. Es roch nach feuchter Erde und Wald, frisch und schwer zugleich.

Links neben dem Haus ragten Fichten und Kiefern dicht an dicht in ihren dunklen Nadelkleidern in den verhangenen Himmel. Die Tannen säumten die auslaufende Sackgasse, die in einem sandigen Fußweg endete.

Es war so still. Ich hörte keinen Verkehr, kein Stimmengewirr.

Für einen Moment wünschte ich mich in den andauernden Geräuschpegel von Frankfurt zurück, in das Gefühl, alles zu sein außer allein.

Schluckend ging ich um meinen Wagen herum und nahm

wieder das Gutsgelände ins Visier. Die Hecke rings um den Vorgarten war wild in alle Richtungen gewachsen, sah mit ihren kahlen, verholzten Ästen wie eine Dornenwand aus.

Mit einiger Mühe zwängte ich mich durch das zugewucherte Gartentor. Kaum hatte ich den Vorgarten betreten, sanken meine Valentino-Stiefeletten tief in den Matsch. Unwillkürlich entwich mir ein leises Quietschen.

»Das darf nicht wahr sein«, fluchte ich und versuchte, auf das befestigte Kopfsteinpflaster auszuweichen. Was war ich nur für ein wandelndes Klischee.

Wie aufs Stichwort begann mein Handy, zu vibrieren. Ich zerrte es aus meiner Manteltasche und sah aufs Display. Das Bild meiner Mutter leuchtete mir entgegen.

Den Bruchteil einer Sekunde spielte ich mit dem Gedanken, sie wegzudrücken, ging dann aber doch ran.

»Was gibt's?«

»Karla?«, begrüßte mich meine Mutter, in ihrer Stimme lag wie immer ein Gefühl von Hektik. »Bist du schon angekommen?«

»Ja, in diesem Augenblick.«

»Ich kann nicht glauben, dass du dir das wirklich antust.« Sie seufzte schwer. »Dieses Haus hat uns nichts als Pech gebracht.«

Ich biss mir auf die Unterlippe, während die unterschiedlichsten Gefühle in mir aufwallten. Die letzten Jahre hatte ich ihr immer zugestimmt. Denn dieser Ort hatte uns wirklich Unglück gebracht. In meinem letzten Sommer hier war mein Herz in tausend Teile zersplittert, und es hatte lange gedauert, es wieder zusammenzuflicken.

Aber jetzt, wo ich wieder in diesem Vorgarten stand,

schlich sich plötzlich ein Hauch Wehmut in mein Herz. Als Kind war dieser Ort mein größtes Glück gewesen.

»Ich habe ja nicht wirklich eine Wahl«, erwiderte ich. »Ich brauche das Gutachten und muss den Verkauf organisieren ...«

»Natürlich. Trotzdem begreife ich nicht, warum dein Vater so unorganisiert war und dir die ganze Arbeit vererbt hat anstatt einer einfachen finanziellen Zusicherung ...« Sie seufzte schwer, und ich konnte sie vor meinem inneren Auge den Kopf schütteln sehen. »So war er eben. Aber du hast recht. Das alte Haus schleunigst loszuwerden, ist das einzig Richtige. Wenn du es geschickt angehst, kannst du dich wenigstens zwischenfinanzieren nach dem Ausrutscher mit deinem Job. Lass uns nur hoffen, dass nicht schon wieder irgendwelche bösen Überraschungen auf uns warten und du mit einem kleinen Plus rausgehst.« Sie schluckte geräuschvoll. »Als er mich damals ausgezahlt hat, hat das nicht mal einen Bruchteil der Ausgaben gedeckt, die ich in all den Jahren investiert habe.«

Ich versteifte mich, wie immer bei diesem Thema. Es war, als würden ihre Worte in eine alte Wunde stechen, die immer noch nicht ganz verheilt war. Obwohl ich schon über dreißig und das alles eine Ewigkeit her war.

Sicherlich hatte ich ein engeres Verhältnis zu meiner Mutter als zu meinem Vater gehabt, insbesondere, seit er uns verlassen hatte. Trotzdem tat es weh, dass sie selbst nach seinem Tod noch schlecht über ihn redete. Kaum dass ich den Gedanken geformt hatte, regte sich das schlechte Gewissen in mir. Denn auch ich war wütend und verbittert gewesen – und hatte dabei die Chance verpasst, mich mit meinem Vater auszusprechen.

»Hast du dir schon einen Überblick verschafft?«, fragte sie dann, nachdem ich schon zu lange still gewesen war. »Ist viel zu machen?«

»Ich weiß nicht. Wollte gerade reingehen.« Froh über den Themenwechsel, kramte ich in meiner Handtasche nach dem Schlüssel.

»Hast du schon jemanden getroffen?«

»Noch nicht. Ich habe gleich vor dem Haus geparkt.«

»Bist du nicht durch den Ort gefahren?«

Für einen Moment stutzte ich ob all ihrer Fragen.

»Doch. Aber ich habe niemanden gesehen, den ich kannte.« Endlich bekam ich den Schlüssel zu fassen. »Verflucht eisig hier.«

»Du willst ja nicht wieder einziehen«, erinnerte sie mich. »Je schneller du das Haus auf den Markt bringst, desto besser. Dann kannst du wieder zurück nach Frankfurt.«

»Ja«, seufzte ich und stieg die massiven Steinstufen zum Eingang hinauf, wobei ich eine Matschspur hinter mir herzog. Verdammt, meine Schuhe waren so gut wie ruiniert. Unter den Duft feuchter Wiese mischte sich eine hölzerne, schwere Note. Der Geruch meiner Ferien, Jahr für Jahr. Wie seltsam, dass sich alles im Leben veränderte, aber Gerüche nicht.

»Irgendwie unwirklich«, murmelte ich, »wieder hier zu sein. Soll ich dir ein paar Fotos schicken?«

Meine Mutter zögerte. »Schick mir einfach die Anzeige, wenn du sie aufgegeben hast.«

»Willst du nicht wissen, wie es hier aussieht?«

»Ich glaube, du kannst mir nichts an diesem Ort zeigen, was ich nicht schon kenne.«

»Nein, aber ... Es ist lange her.«

»Eben. Also dann, hier kommt jede Minute der nächste Klient. Ich drücke die Daumen, dass du Lüttenbü schnell wieder verlassen kannst. Dann machen wir uns ein paar nette Wellnessstage, in Ordnung?«

»Na klar. Dir einen schönen Feierabend später. Mach's gut.«

»Du auch, Liebes.«

Die Verbindung endete, und ich war wieder allein. Mit gestrafften Schultern steckte ich den Schlüssel ins Schloss und wunderte mich beinahe, wie problemlos er sich drehen ließ. Kein Rost, kein Klemmen, es war ganz so, als wäre die Möglichkeit, hierher zurückzukehren, die ganze Zeit über eine Option gewesen.

Doch der Gedanke hing nur so lange in meinem Kopf, bis ich die Tür aufgestoßen und mich die Realität eingeholt hatte. Ein beißender Geruch schlug mir entgegen. Staub und abgestandene Luft von mehr als einem Jahrzehnt hatten sich zwischen den uralten Mauern angestaut. Es kostete mich einige Überwindung, in die gedämpfte Stille zu treten.

Das Haus war voll von eingesperreten Erinnerungen, die nach all den Jahren kalt wie Geister in der Luft hingen.

Vor mir lag die Eingangshalle, hoch und offen zur Empore, die man über die breite Holztreppe auf der linken Seite des Raumes erreichte. Die alten Holzdielen waren unter einer dicken Staubschicht begraben und einige Möbel mit weißen Tüchern abgedeckt. Geradeaus gelangte man durch eine hohe weiße Flügeltür zum alten Gutssaal, dem repräsentativsten Raum des Hauses. Links, vor der Treppe, führte eine Tür ins Kaminzimmer, von wo aus die Küche und ein Flur abgingen.

Über Letzteren gelangte man zu Vorratskammern, Bad und Gartenzimmer.

Alles, was rechts von der Eingangshalle lag, hatte schon früher leer gestanden. Es war immer nur der linke Teil des Hauses gewesen, den meine Familie bewohnbar gemacht hatte, zusammen mit zwei Schlafzimmern im oberen Stock. Eine kleine Wohnung inmitten einer unendlichen Baustelle.

Als müsste ich mich dieser Tatsache noch einmal vergewissern, trat ich durch die Tür zum rechten Flügel des Hauses. Ein langer Flur führte in fünf weitere Räume, einer davon war das alte Arbeitszimmer meines Vaters. Die anderen standen mehr oder weniger leer. Diverse Umbauten aus DDR-Zeiten, die das alte Gutshaus für neue Zwecke umstrukturiert hatten, waren irgendwo zwischen Rückbau und Verwitterung stehengeblieben. Vergilbte, halb auseinanderfallende Einbauschränke, Wandverkleidungen, abgehängte, aber inzwischen durchhängende Decken. Dazu zehrten Spuren von Wasserschäden und Leerstand an den Wänden, und hier und da stapelten sich Berge von Zeug wie ein Jengaspiel, Kartonagen, Spanplatten, Latten und Malervlies. Der Anblick ließ meine Brust eng werden.

Wo um alles in der Welt sollte ich überhaupt anfangen?

»Ich glaub, ich muss pinkeln«, flüsterte ich in die Stille. Der viele Kaffee, den ich auf der Fahrt in mich hineingeschüttet hatte, machte sich bemerkbar, und vielleicht auch die Nervosität. Also warf ich die Tür zum Brachland, wie ich es schon damals immer genannt hatte, schnell wieder hinter mir zu, lief durch die Eingangshalle und durchquerte das Kaminzimmer, bis ich in den gefliesten Vorraum gelangte, von wo das Gartenzimmer, die Hauswirtschaftskammer und das nächstgele-

gene Bad abgingen. Ich zog ein kleines Desinfektionsspray aus meiner Tasche und besprühte akribisch die gesamte Toilette, bevor ich mich endlich traute, sie zu benutzen.

Anschließend atmete ich tief durch, versuchte, mich zu fokussieren, und ging zurück durch den kleinen Flur in die Küche. Sie war ganz im Landhausstil gestaltet, hatte weiße Schränke und eine hochwertige Holzarbeitsplatte. Alte, breite Dielen und die weiß gestrichene Decke, die von drei rustikalen Querbalken gestützt wurde, sorgten für einen ganz besonderen Bauernhaus-Charme. Zumindest, wenn man sich die dicken Spinnennetze über meinem Kopf wegdachte.

Ich ließ meinen prüfenden Blick durch den Raum schweifen, doch es war gar nicht so einfach, kühl und neutral zu bleiben. Erinnerungen klebten überall an den Wänden und Möbeln.

Ich wusste nicht einmal, wovor ich mehr Angst hatte: dem Fund neuer Baustellen oder der Wiederbegegnung mit allem Instandgesetzten. Die lindgrün lackierten Holzkassetten an den Wänden, die gebeizten Türen, die Küchenschränke. Die Handschrift meines Vaters steckte in jedem einzelnen Detail. Fast alles, was in Schuss war, war auf seine oder, noch schlimmer, unsere gemeinsamen Handgriffe zurückzuführen.

In den letzten Jahren vor seinem Tod hatte ich kaum noch Kontakt zu ihm gehabt, und unsere Beziehung war alles andere als einfach gewesen. Aber hier waren die Erinnerungen an ihn so gebündelt, dass ich es kaum aushielt. Ich rang mit der aufkeimenden Traurigkeit, versuchte, meine Gefühle in den hintersten Winkel meines Kopfes zurückzusperren. In einer Übersprungshandlung öffnete ich willkürlich die

Klappen der Küchenschränke, warf flüchtige Blicke auf die Teller und Töpfe und drehte einmal den Wasserhahn auf. Er japste und gluckerte, ehe er beinahe aggressiv einen Schwall Wasser ins Becken spie. Unschlüssig drehte ich ihn wieder zu.

»Küche ist also okay«, murmelte ich mein wenig fachweisendes Urteil vor mich hin und machte gedanklich einen Haken dahinter.

Als Nächstes ging ich ins Gartenzimmer, wie es wohl in der Vergangenheit mal geheißen hatte. Es lag hinter der Küche und hatte immer als Stube meiner Familie gedient. Das Klotzparkett und die Möbel wirkten etwas düster, aber dafür hatte dieser Raum den schönsten Blick nach draußen. Eine Fensterfront aus filigranen weißen Sprossenfenstern zog sich über die gesamte Breite des Raumes und eröffnete einen Blick in den Garten, oder besser gesagt auf das Gutsgelände. Es war leicht abschüssig und führte hinab zum Lüttenbüer See. Rechts war die Scheune, links der Hühnerstall – ein kleines Miniaturhäuschen aus Backstein mit einem spitzen Ziegeldach und einer schmalen grünen Holztür.

Obwohl der Himmel verhangen und der Garten verwildert war, löste der Anblick etwas in mir aus. Es war so schön. So frei.

Plötzlich erfasste mich der Drang, nach draußen zu gehen. Das Schloss der Gartentür klackte noch immer genauso wie früher, als ich den Schlüssel drehte. Ich stieg die kleine Treppe hinunter zur Steinterrasse, wo zwischen den Ritzen der verwitterten Platten das Unkraut sprießte. Um die Plattform herum waren Beete angelegt, früher einmal penibel in niedrige Mauern aus weißem Naturstein eingefasst. Inzwischen war von den Begrenzungen kaum noch etwas zu sehen.

Von hier aus breitete sich das Hofgelände vor mir aus. Das ungemähte Gras lag, zusammengefallen von der Kälte, wie ein Flusenteppich vor mir, die Hecken und Rhododendren hatten sich zu einem kleinen Wald verdichtet. Ich kämpfte mich durch die unbeschnittene Natur, passierte die Scheune, wo meine Eltern ihre Gartengeräte aufbewahrt hatten. Auch hier waren die Spuren der Zeit erkennbar, das Dach war eingefallen und die grüne Lackierung des Holztors stellenweise abgeplatzt.

Vor meinem inneren Auge flackerten die Momente meiner Kindheit auf; Versteckspiel hinterm Hühnerstall, Federball auf der Wiese, Kränze aus Gänseblümchen.

Ich reckte mein Gesicht dem nun auftretenden Nieselregen entgegen, kniff die Augen zusammen und genoss die Kälte, die meinen Kopf wieder klarer machte. Das hier war ein Job.

Fokussieren. Das war mein Stichwort. Ich würde gleich loslegen, damit ich in spätestens einer Woche wieder weg war.

Diese Gedanken in meinem Kopf manifestierend, öffnete ich die Augen und wollte mich gerade wieder dem Haus zuwenden, als mein Blick auf den hintersten Punkt des Gartens fiel. Mein Magen verknotete sich.

Da lag der alte Steg, gleich neben dem Bootshaus, von wo aus es nur ein Katzensprung zum Nachbarsgrundstück war.

4

damals, Freitag, 20. Juli 2012

»Was ist das denn jetzt noch alles?« Mit zusammengezogenen Augenbrauen musterte mein Vater die beiden prall gefüllten Leinenbeutel, die ich neben meine Nähmaschine in den Kofferraum zu quetschen gedachte. »Muss das wirklich mit?«

»Ohne Stoff kann ich nicht nähen«, erwiderte ich unschuldig, während ich die Taschen mit Gewalt hineinpresste. »Und ich werde die nächsten Wochen nichts anderes machen, also ...« Ich grinste ihn an und sah, wie er, aufgesetzt empört, aber doch mit einem kleinen Schmunzeln, den Kopf schüttelte.

»Na schön. Haben wir's dann?«

»O ja«, sagte ich, und ein aufgeregtes Kribbeln schoss durch meinen Körper. »Kann losgehen.«

Ohne einen weiteren Blick zurück setzte ich mich auf die Rückbank, während mein Vater die Heckklappe seines blitzenden BMW zuwarf und am Steuer Platz nahm. Meine Mutter wartete bereits mit einer gepackten Provianttüte auf dem Beifahrersitz, und *Call Me Maybe* trällerte aus den Lautsprechern, kaum dass der Motor ansprang. Mein Vater zirkelte das Auto hinaus aus der gutbürgerlichen Nachbarschaft im Randbezirk Düsseldorfs und los in Richtung Norddeutschland.

Seit einem Jahr hatte ich auf diesen Moment gewartet.

Noch nie hatte ich so lange auf meinen Lieblingsort verzichten müssen, denn eigentlich fuhr meine Familie regelmäßig nach Lüttenbü. Doch die vergangenen zwölf Monate waren ein Tunnel aus Lernen und Abistress gewesen, und so hatte ich auf meine geliebte Auszeit verzichten müssen. Die letzten Wochen waren dann plötzlich ganz schnell vergangen, Abiprüfungen, Zeugnisverleihung und auf Wiedersehen.

Ich würde die Schule nicht vermissen, so viel stand fest, nicht einmal meine Mitschülerinnen und -schüler. Durch die vielen Male, die meine Familie umgezogen war und ich die Schule hatte wechseln müssen, war ich bei ihnen immer außen vor gewesen. Was war das für eine Befreiung, mein Leben von jetzt an selbst in die Hand nehmen zu können! Nur noch lernen zu müssen, was mich interessierte. Nie wieder Naturwissenschaften und Genetik, nie wieder Matrizen, e-Funktionen, Stochastik.

Unwillkürlich schüttelte ich mich, sank tiefer in den Sitz. Alles war dabei, sich zu verändern. In diesem Sommer würde ich jeden Tag auskosten wie ein perfektes Schokoladensoufflé. Noch fünf Stunden Fahrt, dann wäre ich an dem Ort, der sich schon immer wie mein eigentliches Zuhause angefühlt hatte. Dann hätte ich wieder Zeit zum Nähen, dann könnte ich endlich die vielen Ideen umsetzen, wie ich mein Zimmer umgestalten wollte. Und ich wäre wieder bei meinen liebsten Menschen auf der Welt. Meiner zweiten Familie.

Mein Vater fing meinen Blick im Rückspiegel auf und lächelte mir zu, doch es kam nicht ganz in seinen Augen an. Stattdessen trat ein nachdenklicher Ausdruck auf sein Gesicht, den ich nicht ganz deuten konnte. Im nächsten Moment schüttelte er den Kopf und begann mit seinem Lieb-

lingsthema, dem Lagebericht über die Renovierungsarbeiten am alten Gutshaus.

»Ich habe das neue Dach ja schon letzten Monat gesehen, aber ihr werdet begeistert sein. Es hat zwar ein bisschen mehr gekostet als ursprünglich geplant ...«

»Es war fast das Doppelte«, warf meine Mutter ein, ohne ihn anzusehen. »Nicht nur ein bisschen.«

»Aber es musste gemacht werden. Wir können von Glück reden, dass sich noch kein Schwamm in den Dachstuhl gesetzt hat«, erklärte er. »Das ist der Tod eines alten Hauses. Oder zumindest wird es dann so richtig teuer.«

»Das hätte uns auch gerade noch gefehlt«, murmelte meine Mutter.

»Siehst du, jetzt haben wir da erst mal Ruhe.«

»Ruhe«, schnaubte meine Mutter. »Das habe ich schon oft gehört.«

»Kannst du mal aufhören, dich ständig zu beschweren, Carmen? So ist das nun mal mit dem Denkmalschutz, was soll ich machen?« Die Hände meines Vaters schlossen sich enger ums Lenkrad, sodass die Knöchel weiß hervortraten. »Alles, was ich gesagt habe, waren gute Neuigkeiten, aber immer bist du nur am ...«

Meine Mutter setzte zu einem weiteren Kommentar an, aber ich war schneller.

»Also ich bin schon gespannt auf das neue Dach«, sagte ich überschwänglich, schob mich geübt als Puffer zwischen die beiden und strahlte in den Rückspiegel. Auch wenn das kürzlich neu gedeckte Dach zu den letzten Dingen gehörte, nach denen ich mich die letzten Monate gesehnt hatte. »Und ich habe auch noch ein paar Ideen fürs Wohnzimmer!«

Mein Vater nickte zufrieden. Meine Mutter verschränkte die Arme.

»Sehr schön. Aber als Nächstes ist das Bad im Obergeschoss dran. Mal sehen, wie viel Knut und ich schaffen. Sonst müssen wir noch mal ein Gewerk beauftragen.«

»Kommt gar nicht infrage«, protestierte meine Mutter.

»Du willst fertig werden, aber nichts ausgeben. Wie soll das gehen? Vom Brachland will ich gar nicht erst anfangen.«

Brachland nannte mein Vater die Räume, die leer standen, seit wir das Haus damals gekauft hatten. Meistens schlossen wir sie einfach ab und taten so, als existiere hinter den hübschen Bauertüren überhaupt nichts.

Meine Mutter schnappte nach Luft, und ein neuer Streit entflammte. Ich hatte das Gefühl, ein paar Millimeter in mich zusammenzuschrumpfen.

Wie leid ich das war. Ich stopfte mir die In-Ear-Kopfhörer meines iPods in die Ohren und drehte *Florence + the Machine* auf volle Lautstärke. Augenblicklich hatte ich das Gefühl, wieder durchatmen zu können. Ich würde nicht zulassen, dass meine Eltern mir den schönsten Moment des Jahres kaputt machten. Also schnappte ich mir mein Skizzenbuch und sortierte meine Nähvorhaben nach Wichtigkeit.

Erst, als wir Stunden später, es war bereits Nachmittag, in die mir allzu vertraute Sackgasse am Rande von Lüttenbü einbogen, schaltete ich die Musik aus. Prickelnde Aufregung strömte durch meinen Körper. Auf der rechten Seite tauchte das Haus unserer Nachbarn auf, und mein Herz pulsierte. Alles sah genauso aus wie immer, und ein Hauch Dankbarkeit erfüllte mich für diese Konstante in meinem Leben. Die Mikkelsons waren eine Familie, wie ich sie mir immer gewünscht

hatte. Bei ihnen zu Hause war es leiser als bei uns. Kein Gezeiter, kein Türenknallen. Nicht ein einziges Mal hatte ich sie je streiten gehört. Bei ihnen war es immer warm und freundlich. Nicht ohne Grund war Bruna, die genauso alt war wie ich, seit der Grundschule meine beste Freundin. Und dann war da natürlich Rasmus. Rasmus, Brunas älterer Bruder, der immer dabei und doch vollkommen unerreichbar war.

In gewisser Weise waren wir zusammen aufgewachsen, aber dann war er von Jahr zu Jahr größer geworden, seine Gesichtszüge kantiger und sein dunkles Haar so lang und verstrubbelt wie das von Harry Styles.

Eine Weile hatte ich mich gegen die Erkenntnis gesträubt, aber die Wahrheit war, dass er zu einem verflucht heißen Traumkerl geworden war. Ausgerechnet er, der von allen Typen auf der Welt der einzige war, über den ich nicht mit Bruna schwärmen konnte, bei dem ich nicht mit ihr gemeinsam sämtliche Facebooknachrichten sezieren und Likes analysieren konnte.

Dabei hätte ich nichts lieber als das getan. Denn ohne dass ich wirklich sagen konnte, warum, hatten Rasmus und ich das letzte Jahr immer wieder SMS geschrieben. Das hatten wir vorher nie getan. Doch vor ein paar Monaten hatte er mir plötzlich Glück bei meinen Abschlussprüfungen gewünscht, und seither war das Gespräch nie ganz abgerissen. Wir hatten uns Musikvideos auf YouTube geschickt und von unserem Tag berichtet. Es war nichts Anrühiges daran, aber trotzdem fühlte es sich manchmal wie ein brisantes Geheimnis an.

Allein der Gedanke daran, dass dieser Moment jetzt wirklich gekommen war – dass Rasmus gleich dort drüben herum lief, nur wenige Meter von mir entfernt statt wie sonst

476 Kilometer (ich hatte natürlich bei Google Maps nachgeschaut) –, machte mich ganz kribbelig. Es war, als würde sich mein gesamter Körper danach sehnen, ihn wiederzusehen, ihn vor mir zu haben, anstatt auf ein Display starrend auf neue Nachrichten von ihm zu warten.

»Da wären wir.« Mein Vater brachte den Wagen in der Kieseinfahrt unseres Hauses zum Stehen. Kaum dass er den Motor ausgeschaltet hatte, schwang ich mich nach draußen und ließ meinen Blick die Fassade bis zum neuen Dach heraufwandern, das zugegebenermaßen kaum anders aussah als vorher, nur etwas heller und glänzender.

»Ich gehe dann mal staubsaugen«, sagte meine Mutter in passiv-aggressivem Ton und stapfte aufs Haus zu. Mein Vater brummte etwas vor sich hin, und ich schlang die Arme um meine Taille.

»Ich geh rüber zu Bruna«, erklärte ich. *Und zu Rasmus.*

Ich hörte noch, wie beide mir etwas hinterherriefen, vermutlich die Aufforderung, erst mal meine Sachen ins Haus zu bringen, aber ich ignorierte sie.

Die Kopfsteinpflasterstraße war von Wildblumen gesäumt, und so mischte sich ein süßer Duft zum Geruch von Wasser und Wärme.

Meine innere Leichtigkeit kehrte zurück, je weiter ich mich von meinen Eltern entfernte, und mit ihr auch ein Hauch Nervosität. Prüfend sah ich an mir herab. Natürlich hatte ich mein Outfit für den heutigen Tag sorgfältig ausgewählt. Ich trug ein weißes Spitzentop, dazu schwarze Shorts und eine dünne schwarze Strumpfhose mit dezentem Herzchenmuster. Dazu Boots, die genau genommen zu warm für den heißen Sommertag waren, aber genau so aussahen wie etwas, das

Aria Montgomery in *Pretty Little Liars* tragen würde – und ich liebte diesen Stil. Meine Haare waren von der Fahrt vermutlich komplett durcheinander, aber daran konnte ich jetzt auch nichts mehr ändern.

Auf halbem Weg zum Haus der Mikkelsons schlug die Tür unserer Nachbarn auf. Aber es war nicht meine Freundin, die heraustrat. Sondern Rasmus. Wie vom Blitz getroffen, blieb ich stehen. Mein Herz stolperte. All unsere Chat-Konversationen waren auf einmal wie weggewischt, mein Gehirn wie leer gefegt. Rasmus hielt ebenfalls in der Bewegung inne, dann huschte sein Blick den Bruchteil einer Sekunde an mir herab, und ich hatte das Gefühl, von prickelnder Wärme durchspült zu werden.

Dann schaute er in meine Augen und verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln.

»Da ist ja die Großstädterin.«

»Hey, Rasmus.« Ich biss mir auf die Zunge. Warum war meine Stimme plötzlich so dünn?

Er ging lässig die Stufen zu mir herunter. Erst jetzt realisierte ich, dass er Sportsachen trug, zusammen mit einem schwarzen *Two-Door-Cinema-Club*-Shirt und weißen Kopfhörern um den Hals. »Ich wusste nicht, dass ihr schon da seid.«

»Gerade angekommen«, erklärte ich.

Einen Moment standen wir uns gegenüber, und ich wünschte mir, er würde mich umarmen. Ich umarmte jeden zur Begrüßung, gerade, wenn ich die andere Person lange nicht gesehen hatte. Warum war da plötzlich so eine unüberbrückbare Barriere zwischen uns?

»Und, wie geht's so?«, fragte er.

»Jetzt wieder gut.« Ich lächelte. »Wo ich wieder hier bin.«

Kurz trat ein überraschter Ausdruck auf sein Gesicht, dann verzog er die Miene. »Das nehm ich dir nicht ab. Du kommst schließlich aus Düsseldorf.«

Wenn er wüsste. Ich setzte gerade an, etwas zu sagen, da trat Inga in die Tür.

»Da ist ja meine verlorene Tochter!«, rief sie mir zu.

Rasmus zuckte kaum merklich zusammen und setzte die Kopfhörer seines iPod Minis auf.

»Bruna ist oben«, sagte er noch und trottete an mir vorbei.

»Komm rein, Karla, ich hab Kuchen gebacken.« Inga winkte mir überschwänglich zu. »Kommen deine Eltern auch rüber?«

Sosehr ich mich auch freute, sie zu sehen – und ihr Erdbeerkuchen war wirklich köstlich –, spürte ich Ernüchterung in meiner Brust. Dennoch folgte ich Ingas Einladung und lief zum Haus, wobei ich aus dem Augenwinkel sah, wie Rasmus mir noch einen verstohlenen Blick zuwarf. Aber vielleicht hatte ich es mir auch nur eingebildet.

5

Mittwoch, 12. März 2025

Anstatt den direkten Weg zurück nach drinnen zu nehmen, schlängelte ich mich außen am Haus vorbei. Von der Gartenseite aus sah das Gutshaus noch verschlafener aus als von der Straße. Auf dem roten Mansarddach hatten sich Unmengen von Laub und Tannennadeln angesammelt, bei vielen der weißen Sprossenfenster war der Lack abgeplatzt.

Das Gehölz knackte unter meinen Stiefeletten, während ich mich an den Büschen und Brombeerhecken vorbeischoob. Überall um mich herum zwitscherte und raschelte es. Dass die Pflanzen gerade erst aus ihrer Winterstarre erwachten, vereinfachte es mir immerhin etwas, einen Weg zu bahnen. Ich schob mich links am Haus vorbei, an der Nordseite, wo Efeu die Backsteinfassade emporrankte.

Zurück im Vorgarten, schüttelte ich mir ein paar Zweige aus dem Haar und fragte mich, wie es möglich war, dass wir hier zu dritt gewohnt hatten – in diesem enormen Haus – und es sich trotzdem gemütlich angefühlt hatte. Ohne eine Antwort zu finden, lief ich zurück zu meinem Auto, um die erste Fuhrer Gepäck nach drinnen zu bringen. Mein Kofferraum war bis obenhin gefüllt mit Putzutensilien, Bettzeug und Lebensmitteln. Sogar Geschirr und frische Handtücher hatte ich sicherheitshalber eingepackt.

Ich wuchtete einen Koffer nach drinnen, zog mein Notizbuch hervor und strömte in den hochherrschaftlichen Gutssaal. Er war schwarz-weiß gefliest, hatte eine hohe, mit üppigem Stuck verzierte Decke und besaß eine bodentiefe Fensterfront, die zum Garten hinausführte. Da der Raum schon früher so groß gewesen war, dass keiner wirklich gewusst hatte, was man damit anfangen sollte, war er im Laufe der Zeit zu einer prunkvollen Abstellkammer geworden. Kisten mit Federballschlägern, Spielsachen und Schuhe stapelten sich auf leeren Bierkästen und Koffern. Ich seufzte geräuschvoll und starrte auf meine To-do-Liste.

Das hier war ein Job. Nur statt einer Software war es diesmal ein verwittertes Gutshaus, das ich verkaufen musste. War der Unterschied wirklich so groß?

Glücklicherweise fielen mir, neben der vielen brachliegenden Räume, keine neuen Schäden auf, nur Schmutz, der sich über die Jahre abgelagert hatte, und Dreck von Tieren, bei denen ich mir nicht zu genau ausmalen wollte, wie sie hereingekommen waren. In mir festigte sich ein Plan: Ich musste den Kern des Hauses wieder instand setzen. Die einzelnen renovierten Zimmer – drei im Erdgeschoss, zwei im Obergeschoss –, die zwar altmodisch, aber nicht mehr im Rohbau waren, konnte ich putzen und herrichten, sodass sie wieder vorzeigbar waren. Vielleicht würde mir zugutekommen, dass mein Vater sich damals um das Dach und die Elektrik gekümmert hatte. So war immerhin ein Teil des Hauses funktional. Damit war es immer noch ein Liebhaberobjekt, eine gewaltige Aufgabe für die zukünftige Käuferin oder den Käufer, aber vielleicht gab es ja jemanden, der verrückt genug war, sich dieses Projekt aufzuhalsen. Unwill-

kürlich bildete sich ein Schweißfilm auf meiner Oberlippe. Es musste einfach so sein. Denn sonst hätte ich bald ein richtiges Problem.

Ich stieg die Treppe nach oben und fragte mich, wie oft ich hier barfuß entlangeflizt war. Später mit meinen ersten Pumps hinabstolziert, als wäre ich Kandidatin bei *Germany's Next Topmodel*. Gedankenversunken schritt ich über das knarrende Parkett, überquerte die Galerie, von der man in die Eingangshalle hinabsehen konnte. Mein altes Jugendzimmer lag hinter der dritten Tür und offenbarte sich wie eine Kulisse vor mir, als ich sie öffnete: ein schnörkeliges weißes Bettgestell von IKEA, Fotorahmen, beklebt mit Glitzersteinchen, ein Metallschild »keep calm and carry on«, diverse »Mustache«-Sticker und ein Eiffelturm-Schlüsselanhänger auf meinem Schreibtisch. Ich entdeckte sogar meinen uralten pinken iPod, von dem ich immer gedacht hatte, ihn irgendwo verloren zu haben. Er lag eingestaubt neben der Musikstation, die damals ein wahres Hightechgerät gewesen war – nur durchs Einstecken des MP3-Players Musik laut *hören*? Bahnbrechend! Schmunzelnd steckte ich den tiefenentladenen iPod in die Anlage und fragte mich, ob ich ihn wohl noch mal zum Laufen bekommen würde.

Anschließend machte ich mich daran, das Zimmer für die nächsten paar Tage herzurichten, wuchtete den Rest meines Gepäcks nach drinnen, saugte den zentimetertiefen Staub, putzte die Fenster und breitete meine mitgebrachte Decke auf dem Bett aus, dessen Matratze ich vorsichtshalber auch noch absaugte.

Als ich gerade meinen Koffer im begehbaren Schrank verstaute, erregte etwas meine Aufmerksamkeit. Wie erstarrt

hielt ich inne. Neben den Plastikboxen mit Handtüchern und Stoffen stand, friedlich schlummernd, meine alte Nähmaschine.

Mit einem Mal stieg eine Nostalgie in mir auf, die mein Innerstes erwärmte. Inga hatte mir das Nähen gezeigt, und zu meinem sechzehnten Geburtstag, der, wie so oft, in die Sommerferien gefallen war, hatten meine Eltern mir dann meine eigene Nähmaschine geschenkt. Von da an hatte ich Nächte durchgenäht, Quilts und Kissen gefertigt und mich an Kleidern versucht. Irgendwann hatte ich mich sogar in Spinnereien verloren, Innenarchitektin zu werden. Bei dieser abwegigen Idee musste ich leise schnauben. Eine weitere Sache, die ich im Sommer 2012 hier in Lüttenbü zurückgelassen hatte: meine Leidenschaft für die Handarbeit. Ich schaute immer noch gerne anderen dabei zu, wie sie Dinge kreierten, konnte mich stundenlang in Videos verlieren, bei denen begabte Menschen nähten oder Räume umgestalteten. Außerdem verfügte ich über eine beachtliche Sammlung an Büchern über Interior Design, die in meiner Frankfurter Wohnung lagerten.

Aber jetzt, wo die alte Maschine vor mir stand, fragte ich mich plötzlich, ob Nähen wie Fahrradfahren war. Unwillkürlich kribbelte es mir in den Fingern, das Gerät anzuschalten und zu schauen, ob ich noch wusste, wie es ging.

Deshalb bist du nicht hier, mahnte mich eine Stimme in meinem Kopf, die verdächtig nach meiner Mutter klang.

Und doch ... wäre es so schlimm, wenn ich es einmal ausprobieren würde? Ehe ich mich anders entscheiden konnte, schnappte ich mir die Nähmaschine und stieg die Treppe wieder bis nach unten. Ich würde sie mir einfach als Belohnung

hinstellen. Wenn ich ein oder zwei Zimmer fertig freigeräumt hatte, dann könnte ich mich einem Impuls wie diesem hingeben.

Ich platzierte die Maschine auf der abgestaubten Anrichte im Eingang und stellte überrascht fest, dass es schon fast sechs war.

Ich beschloss, es für diesen Tag gut sein zu lassen und etwas zu essen. Doch als ich in Richtung Küche ging, um mir einen Überblick zu verschaffen, hörte ich auf einmal ein seltsames Gluckern.

Stirnrunzelnd prüfte ich den Wasserhahn und den alten Geschirrspüler, doch außer einem modrigen Geruch nahm ich nichts Ungewöhnliches wahr.

Moment, *modrig*?

Alarmiert riss ich die Augen auf.

»*Feuchtigkeit ist der größte Feind eines alten Hauses*«, hallte die Stimme meines Vaters in meinen Gedanken nach. Mein Herz zog sich zusammen, und ich zwang mich, fokussiert zu bleiben.

Schnurstracks durchquerte ich die Küche, zog die Tür zum Flur auf – und ein Schwall Wasser schwappte mir entgegen.

Ich stieß einen spitzen Schrei aus und stolperte zurück, während das Nass über die Schwelle in die Küche strömte.

»Wo zum Teufel ...?« Keuchend schob ich mich in den Flur und zog die Küchentür hinter mir zu. Das Wasser stand nicht nur bis über die Fußleiste, offensichtlich hatte es sich auch in alle drei umliegenden Zimmer ausgebreitet.

Meine Stiefeletten platschten durchs knöcheltiefe Wasser, während ich hektisch versuchte, zu verstehen, was um Himmels willen passiert war.

Ich hatte doch gerade eben noch hier nach dem Rechten geschaut. Da war doch alles noch in Ordnung gewesen! Wie lange war ich oben gewesen, vielleicht zwei, drei Stunden?

»Das darf nicht wahr sein.«

Fahrig watete ich ins Badezimmer. Und da sah ich ihn, den wortwörtlichen Quell des Übels: Die Toilette war übergelaufen, sprudelte munter vor sich hin wie ein verfluchter Springbrunnen.

»O bitte nicht.«

Das Wasser stank bestialisch, trotzdem konnte ich es ein paar Augenblicke lang einfach nur anstarren.

Panik rauschte durch meine Adern, mein ganzer Körper begann, zu kribbeln.

Einen Moment ruderte ich mit den Armen, als würde mir dadurch die Lösung einfallen, was ich jetzt tun sollte. Aber ich hatte keine Ahnung von solchen Dingen. Ich war aufgeschmissen.

Hilflos rannte ich zurück in den Wohnbereich, riss die Leinentücher von den Möbeln und warf sie auf die nassen Böden, während ich mich gleichzeitig nach einem Eimer umsah. Und was dann? Schließlich lief das Wasser ja ständig weiter.

Nein, nein, nein.

Hektisch holte ich mein Handy heraus und suchte eilig nach einem Klempner oder Sanitärnotdienst in der Umgebung. Doch ich fand nichts. *Gar nichts*. Hatten diese Menschen hier denn keine Websites?

»Was soll ich denn jetzt tun?«, fluchte ich in die Stille. Das war nun wirklich mal ein klassischer Fall von: *je schneller, desto besser*.

Plötzlich fiel mir der lebendige Stadtkern wieder ein, und ich presste die Kiefer aufeinander. Ich hatte keine andere Wahl, ich musste wohl oder übel Kontakt aufnehmen und hoffen, dass irgendjemand mir helfen würde.

Weiter vor mich hin schimpfend, rannte ich das kurze Stück zurück zum Ortskern, meine mittlerweile nassen Füße scheuerten gegen die Innenseiten der Schuhe, und meine Lunge brannte. Geradewegs stürzte ich in den erstbesten Laden, die Drogerie, und war halbwegs erleichtert, dass sie gut besucht war.

»Entschuldigung!«, rief ich und drängelte mich an ein paar anstehenden Menschen vorbei.

Der kleine rundliche Mitarbeiter an der Kasse sah mich halb überrascht, halb misstrauisch an. »Die Schlange fängt da hinten an, Fräulein.«

»Entschuldigung«, sagte ich noch einmal, völlig aus der Puste. »Aber ich brauche dringend Hilfe. Kennen Sie zufällig jemanden, der sich mit Rohren auskennt?«

»Mit was?«, schnaufte der Mann und zog eine Packung Mülltüten über den Scanner.

»Es ist ein Notfall, ich brauche dringend jemanden ...« Hilfe suchend drehte ich mich zu den wartenden Menschen um – und erstarrte. Mein Herz schien zu implodieren.

Direkt vor mir, ein angedeutetes Grinsen auf den Lippen, das Gesicht älter, härter, aber nicht weniger attraktiv, stand Rasmus.